

## Der Vogel im Volksmunde.

(Nachdruck verboten.)

Von Rudolf Hermann.

### I. Frühlingsboten.

(Fortsetzung.)

Da steigt aus dem Saatsfeld eine Lerche auf. Die Introduction des Morgenkonzerts beginnt: „Lerche, wie früh schon fliegest Du jauchzend der Morgensonne zu.“ Mit diesem Gruß, den uns ihr Anblick in den Mund legt, schauen wir dem sich jubelnd in den Äther schwingenden kleinen Sänger nach: „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft.“ Andächtig stehen wir und lauschen.

„Sie zieht, sie trillert, mengt und paart

Der hellen Kehle starke Stimme auf hundert und auf tausend Art.“

Hoch und höher steigt sie in den unendlichen Himmelsraum hinauf. „Könnt' ich die Lerche sein, die früh erwacht, gen Himmel steigt und schmetternd singt.“ Wohl fühlen wir es dem Dichter nach, wenn er diesen lieblichen Sänger im Liede feiert. Und wenn er mit den herzerhebenden Worten: „Die Bächlein von den Bergen springen, die Lerchen schwirren hoch vor Luft. Was sollt' ich nicht mit ihnen singen aus voller Kehle und frischer Brust“ seiner innersten Stimmung Ausdruck giebt, dann durchschauert uns mit ihm das Wonnegefühl, das wir oft an einem Frühlingsmorgen empfinden lernten, und freudig möchten wir mit ihm einstimmen: „Die Lerch' am Himmel schwebet, und duftender erhebet die Blume selbst ihr Haupt empor.“ Doch wer gedächte nicht auch des Schmerzes und verstände nicht das Weh des Dichters, der seine Sehnsucht nach der Wiederkehr des Lenzes beim Herannahen der herbstlichen Naturerscheinungen wiedergiebt in seinem „Und zieht im Herbst die Lerche fort, dann ruft sie leis Ade.“ Und wen überkommt es nicht wie ein Gefühl tiefer Wehmut, wenn er von der Lenzverkünderin selbst hört: „Lerchen sind wir, freie Lerchen. Nicht mehr lieblich ist es hier. Singen ist uns hier verleidet, wandern, wandern wollen wir.“ Doch fort mit den sentimentalen Gedanken.

„Sei mir die Lerche, die auf Glanzgefieder

Für ihren Pflüger sich zur Sonne schwingt;

Die von des Himmels gold'ner Schwelle nieder

In meine Seele sel'ge Lieder singt!“

Ringsum verkündet ja die Lenzsängerin, diese Singrakete, wie Lenau sie nennt, ihre Anwesenheit. „Da rauscht sie aus den Schlüften und Furchen schnell hervor und schaukelt sich in Lüften und schwingt und schwebt empor.“ Begeistert stehen wir da und sehen ihr nach, bis sie, für's Ohr zwar noch deutlich vernehmbar, aber nur noch als winziger Punkt von unserem Auge wahrgenommen wird. „Die Lerche war's und nicht die Nachtigall“; sie, die von allen Vögeln

zuerst erschaffen sein soll, schon im Altertum, in richtiger Erkenntnis ihres Nutzens, hoch verehrt wurde, bei den Galliern in großem Ansehen stand, jetzt vom Südländer ihres schmackhaften Fleisches wegen schonungslos vernichtet wird und vor noch gar nicht langer Zeit auch bei uns auf dem sogenannten „Lerchenstrich“ gefangen wurde, um unter dem Namen „Leipziger Lerche“ den Gaumen manches Gourmands zu fixeln. Vereinzelt begegnet man ihr zur Zeit des Krammetzvogelfangs auch wohl heute noch in Delikateßhandlungen, wo sie uns dann mit Betrübniß erfüllt. Doch dafür berührt uns ihr Erscheinen beim Zuckerbäcker umso angenehmer, wo sie ein beschauliches Dasein für manches Leckermäulchen führt und wo nur ihr Aussehen darüber Zweifel zuläßt, ob „ihre Mutter eine echt geborene Lerche“ und ihr Vater „eine krummbeinige Bäckerlerche“ war. Doch wer in der Naturgeschichte der Lerche zu Hause ist, der kennt nicht nur diese Bezeichnungen, der weiß auch, daß sich manche zweideutige Auslegung an ihren Namen knüpft, daß sie als „Haubenlerche“ sogar ihren Zug über die Bretter genommen hat, welche die Welt bedeuten, daß sie uns in der Botanik im „Lerchenhorn“ wieder auf sich aufmerksam macht und dergleichen mehr. Doch ich will ihre Geschichte nicht zergliedern, sonst könnte ich schließlich noch „eine gründliche Lerche schießen“ oder müßte gewärtig sein, daß mir jemand zuruft: „Noch ein Wort und Du bist 'ne Lerche.“

Wir lassen unsere Blicke in die Ferne schweifen, wo soeben mehrere Vögel mit lautem Geschrei ihr Spiel treiben. Es sind Kiebitze. Doch nicht „Karten-Kiebitze“, jene unbeteiligten Zuschauer vom Skattisch, welche dem Spieler über die Achsel gucken und sich dadurch unbeliebt machen; nein, wirkliche Kiebitze, deren Geschwindlauf — „Kiebitzlaufen“ — wir als Kind gern, wenn auch nicht immer mit Geschick, nachahmten. Nicht jeder kennt den hübschen Vogel von Ansehen, denn er ist, sobald er nicht sein Eigentum verteidigen muß, scheu und vorsichtig, doch sein Name ist populär.

„Kiwitt, wo bliv ick,  
In'n Brummelbeernbusch,  
Dor sing ick, dor spring ick,  
Dor herw ick min Lust.“

Und wer durch diesen Reim seine Bekanntschaft noch nicht gemacht hat, dem will ich den Vogel besonders vorstellen.

Der Kiebitz ist ursprünglich eine Kammerjungfer gewesen, welche, die Güte ihrer Herrschaft mit Undank lohnend, ihr eine goldene Schere stahl und den Diebstahl mit den Worten leugnete, daß sie ein Vogel werden wolle, sofern sie schuldig sei. Die rächende Nemesis hat sie ereilt; sie bleibt Zeit ihres Lebens ein Kiebitz und ist noch durch ein Zeichen gebrandmarkt; denn der Schwanz des Kiebitz erinnert an die Form einer Schere. Doch wer hätte nicht einmal in

seiner Jugend das Nest des Kiebitz' gefunden, wer dächte dabei nicht an die schön gefärbten, als Handelsartikel so sehr begehrten „Kiebitzeier“? Dadurch ist der Vogel erst volkstümlich geworden, daß er bevorzugten Kreisen in den Eiern eine schmackhafte Delikatesse darbietet; und daß die Getreuen der Stadt Jever in Oldenburg unserm Altreichskanzler alljährlich zum Geburtstage „101 Kiebitzeier“ zum Präsent machten, das ist ja weltbekannt.

Doch was stolziert denn dort hinten — ich hätte beinahe gesagt „wie der Storch im Salat“ — für ein Vogel auf der Wiese umher? Setzt erhebt er sich; dort noch einer, da wieder einer. „Meister Langbein“ ist's mit mehreren Genossen, von denen einige im Fluge näher kommen. „Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn? Warum flieget ihr alle zur Sonne hin?“ Müssen wir nicht dieses Kinderreims gedenken, wenn wir den „Adebar“ hoch in der Luft seine Kreise ziehen sehen? Führt gerade er uns doch zurück in die Jahre unserer Kindheit, wo wir mit heiliger Scheu zu ihm aufblickten, wo immer wir seiner ansichtig wurden, insbesondere wenn er auf dem Giebel des Scheunendaches seine Übungen machte und von dort sein Klappern vernehmen ließ. War's nicht die Mutter, die uns zuerst die Achtung vor diesem klugen und weisen Vogel lehrte, sodas wir ihn frühzeitig lieb gewinnen mußten, wenn wir ihm auch manchmal heimlich zürnten, daß er die Mutter jedesmal in's Bein biß, so oft er ein Brüderchen brachte? Und wie überzeugungstreu haben wir in dem Glauben, daß er als unser Freund unsere Bitte erhören müsse, ihm in kindlich naiver Weise unser

„Klapperstorch Du Guter,  
Bring' mir 'nen kleinen Bruder!  
Klapperstorch Du Bester,  
Bring' mir 'ne kleine Schwester!“

zugerufen, sobald wir ihn nur sahen. Hatten wir doch oft erzählen hören, daß er der Vertraute der gütigen Fee Frau Holle war, die an einsam gelegenen Teichen und schwer aufzufindenden Weihern wohnte, wo sie die jungen Kinderseelen behütete, bis „der Klapperstorch“ sie holte und sie der Mutter brachte. Allerdings, offenkundig that er das niemals, stets warf er die kleinen Geschwister der Mutter durch den Schornstein in den Schoß. Und mochten wir aufpassen so viel wir wollten, niemals gelang es uns, den guten Adebar bei diesem Geschäft zu belauschen; und wenn wir dann erstaunt und neugierig zugleich uns mit Fragen an die Mutter wandten, dann erging es auch uns, wie jenem kleinen Quälgeist, von dem es im Liede heißt: „Doch die Mutter spricht und lacht: Störche fischen nur bei Nacht.“ O goldene Zeit der unschuldigen Jugend, wie schnell fliehst Du dahin! Kurz nur ist der Traum, in dem wir uns so gern verloren; allmählich löst er sich auf wie die Nebel vor der aufsteigenden Morgensonne, und langsam, wenn sie uns nicht schon vorher mit roher Gewalt herunter-

gerissen wird, löst sich die Binde von unseren Augen und Freund Adebar — „reden Sie nicht vom Storch“ — zeigt sich in anderer Gestalt. Doch jener Quell, aus dem wir die ersten Erinnerungen an den geheimnisvollen Vogel schöpften, ist nicht versiegt und er wird bleiben, so lange man bemüht ist, den Gesichtskreis der Jugend mit Poesie zu umgeben und das Kind selbst reichlich schöpfen zu lassen aus dem Märchenschatz des Volkes.

Früher konnte man den Storch in seinem Thun und Treiben noch in nächster Nähe beobachten, wenn er mit seiner Gattin sein Nest auf dem Giebel zurecht machte.

„Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang,  
Da hörte man bald gar mancherlei Klang;  
Fünf Störchlein reckten die Köpfe herauf  
Und sperrten die hungrigen Schnäblein auf.“

Doch die mannigfachen Störungen fortschreitender Kultur haben den „Heinotter“ aus der Stadt vertrieben. Die Kultur, die manchem „ein Störchnest für eine Pferdekrippe gezeigt“, hat ihn auf's Land verwiesen. Und wenn er dort auch nicht mehr mit solchem Jubel, wie in grauer Vorzeit, begrüßt wird, wo der Türmer seine Ankunft durch Trompetenstoß verkündigte, so hält der Landbewohner doch an den alten Traditionen fest und sieht in ihm, gleich unseren Vorfahren, sowohl einen mit Haus und Familie eng verbundenen Vogel, als auch einen Schicksalsvogel. Das Haus auf dem er nistet — und das thut er nur, wenn der Friede darin wohnt — ist geschützt vor Blitz und Feuergefahr. Sein roter Schnabel zieht den Blitz an und sein Klappern, daß übrigens mancherlei Bedeutung hat, vermag den Donner fern zu halten. Daher war der Storch ein Symbol für den Gott Donar. Klappert er leise, dann betet er, ist das Klappern geräuschvoll, dann herrscht Unfriede im Haus und er verläßt es.

„Wer klappert am Dache? Mein Kindlein, horch, horch!  
Ade, lieber Bauer, so ruft der Storch.“

Auch die Art und Weise seiner Bewegungen, das Fliegen, das Stehen auf einem Bein — „up de Ort kann' e taum Besten sin Gedanken reih'n“ — wird verschieden ausgelegt. So sehen z. B. die Hausfrauen darin ein gutes Zeichen, wenn der Storch, sobald sie ihn das erste Mal im Frühjahr erblicken, fliegt und klappert; sitzt er still und läßt dabei häufig sein Geklapper vernehmen, so wird viel Geschirr im Jahre zerbrochen werden.

Immer und überall, das darf man mit Recht sagen, hat der Storch aber als das Vorbild eines guten Familienlebens, als das Sinnbild der Dankbarkeit gegolten; denn er hängt mit zärtlicher Liebe an den Seinen und diese an ihm. Es sei mir gestattet, in Bezug hierauf nochmals einen Ausspruch des schon oben erwähnten Kirchenvaters Ambrosius anzuführen, durch welchen dargethan wird,

daß selbst die Religionslehrer die Eigenschaften des Storches für so mustergiltig hielten, um allegorisch auf sie hinzuweisen. Es heißt hierüber lib. 5, cap. 16: „Die Liebe und Gehorsam der Störche gegen ihre alten Eltern kann unsere Kinder genugsam bewegen, daß sie gutthätig und ehrerbietig sich gegen ihre Eltern erzeigen, so sie anders klug sein wollen . . . denn sie bedecken ihren alten Vater mit ihren Federn, speisen ihn, halten ihn nach Vermögen im Flug, indem sie ihn allgemach auf beiden Seiten mit ihren Flügeln tragen: Und das ist so gemeint und bekannt, daß auch etliche von diesen Vögeln die Dankagung nehmen. . . .“

Derartige im Volksleben sich verbreitende und überall nur mit Achtung vor dem Storch erfüllende Mitteilungen mußten, umsomehr wenn sie von einer Seite kamen, deren Autorität man bedingungslos anerkannte, zu seiner Popularität beitragen. Es ist daher auch erklärlich, daß man ihn auf jede Weise an sich zu fesseln suchte und bestrebt war, ihm das Nisten auf dem Hause durch Unterlegen eines Wagenrades zu erleichtern, wofür er dann später aus Dankbarkeit dem Hausbewohner ein Junges zurückließ. Und wenn man ihn auf diese Art schützte, so wußte man doch auch, daß, einen Storch vertreiben, soviel bedeutete als das Unglück herbeirufen. Der Volksmund erzählt sich heute noch, daß der Storch, wenn man ihn verwundet, große Thränen weint, die Unheil bringen und daß derjenige, welcher den Vogel tötet oder sein Nest zerstört, überall vom Mißgeschick verfolgt wird.

Mag man den Storch für den Naturhaushalt bisweilen schädlich halten, so verdient er als typische Gestalt in unserem Anschauungsleben und auch aus Pietät, die man schon dem jungen Menschenkind vor ihm empfinden lehrt, unseren Schutz. Wer weiß denn überhaupt, ob der Storch ein Vogel ist wie viele andere. Eine morgenländische Sage erzählt uns, daß er ein Mensch ist, der nur während seines Aufenthaltes bei uns Vogelgestalt annimmt, ja man spricht sogar von Freimaurern unter den Störchen.

Wem fallen bei solchen geheimnisvollen Andeutungen nicht die Fabeln und Märchen ein, die zu dem Adebar in Beziehung stehen und sein Leben mit dem der Menschen verknüpfen? Wer je das Glück gehabt, eine poesiereiche Jugend zu verleben, eine Kindheit, in der die Dämmerstunde dazu geschaffen war, ihm die schönsten Bilder und die für seine jugendlich rege Phantasie herrlichsten Erscheinungen und Gestaltungen der Märchenwelt geistig vor's Auge zu führen, der wird sich beim Lesen dieser Zeilen wieder hineinzuversetzen vermögen in die Pracht eines orientalischen Zauberlandes mit goldig schimmernden und von Edelsteinen glitzernden Palästen, in deren Innern „verwunschene“ Prinzen und Prinzessinnen wohnen, die das verhängnisvolle „Mutabor“ vergessen haben, welches allein nur sie aus ihrer Verzarberung zu befreien vermag. Manchmal will es uns scheinen,

als ob sich auch der Storch, wenn er nachdenklich auf einem Reine steht, auf dieses Wort besinnen will; denn er ist klug und weise, das habe ich schon angedeutet. Dafür hat er von jeher gegolten. Daß er indes in seiner Klugheit soweit geht und bei der Wanderung nach dem Süden, wie noch häufig von Unwissenden behauptet wird, kleine und schwache Vögel auf den Rücken nimmt und sie übers Meer trägt, das ist Mythe. Den ersten Anstoß dazu, ihn für einen mit Verstand begabten Vogel zu halten, hat wohl der Umstand gegeben, daß er sich alljährlich zum Frühjahr in seinem alten Heim wieder einstellt, den Eintritt der wärmeren Jahreszeit also prophetisch anzeigt, und in diesem Ahnungsvermögen auch zum Herbst rechtzeitig davonzieht. „Der Storch unter dem Himmel“, sagt Jeremias, „weiß seine Zeit.“ Trifft er im Frühling zeitig bei uns ein, so schließt man daraus auf ein fruchtbares Jahr; verläßt er uns früher als gewöhnlich, dann steht ein baldiger und strenger Winter bevor. In großen Flügen versammeln die Störche sich vor ihrem Wegzuge, und man ist, wenn man ihrer so viele auf der Wiese beisammen sieht, durchaus nicht mehr darüber im Zweifel, was man unter dem sprüchwörtlich gewordenen „Storchgericht“ zu verstehen hat.

Doch „da brat' mir einer 'nen Storch, aber recht knusprig — oder 'nen milchernen“; wo komme ich denn mit meinen Gedanken hin? Doch nicht etwa wieder zum Konditor, um zur „Leipziger Lerche“ auch noch ein „Storchnest“ zu verzehren oder gar ins Reich der Botanik bis zum „Storchschnabel“?

Schon steht die Sonne höher am Himmel. Darum will ich mit „Storchschritten“ schnell, „wie die Störche vor Bartholomä“, weiter eilen, um den Wald zu erreichen, was mir mit meinen „Storchbeinen“ bald gelingen soll.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleinere Mitteilungen.

**Vogelschutz.** Das Frühjahr steht nun bald wieder vor der Thür und unsere heimkehrenden Lieblinge, die fröhlichen Säger in Wald und Feld, beziehen gern die Nistkästen, die ihnen der Mensch während ihrer Abwesenheit in liebender Vorforge aufgehangen hat. Damit dies nun in der rechten Weise geschehe, dafür giebt die bekannte Schrift von Hofrat Professor Dr. F. Th. Liebe „Winkel für das Aufhängen von Nistkästen“ bewährte Fingerzeige. Der durch die Vermittelung des Tiereschutzvereins ermäßigte Partiepries von 3,50 Mark für 50, und 5,00 Mark für 100 Exemplare ermöglicht die Massenverbreitung dieser überaus nützlichen Vogelschutzschrift in Schulanstalten, Tiereschutz-, Geflügelzüchter-, Gartenbau-, Land- und Forstwirtschaftlichen Vereinen. Bei Einsendung des

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1900

Band/Volume: [25](#)

Autor(en)/Author(s): Hermann Rudolf

Artikel/Article: [Der Vogel im Volksmunde. 164-169](#)